

Joachim Meyerhoff: Man kann auch in die Höhe fallen

Kiepenheuer und Witsch, 3. Auflage 2024

Vorstellung beim Literaturzirkel am 25.05.2025 durch Birgit Meid-Kappner

Joachim Meyerhoff wurde 1967 in Homburg an der Saar geboren und hat als Schauspieler an verschiedenen Theatern gespielt, unter anderem am Burgtheater in Wien, am Schauspielhaus in Hamburg, an der Berliner Schaubühne und den Münchner Kammerspielen. Dreimal wurde er für seine Arbeit zum Schauspieler des Jahres gewählt.

2011 begann er dann mit der Veröffentlichung seines mehrteiligen autofiktionalen Romanzyklus „Alle Toten fliegen hoch“. Seine Romane wurden mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, zuletzt 2024 mit dem Kasseler Literaturpreis für grotesken Humor.

Um zu verstehen, warum Meyerhoff sein neuestes Buch geschrieben hat, will ich kurz in den insgesamt 6 Bücher umfassenden Romanzyklus einführen.

In seinem Debutroman „Alle Toten fliegen hoch - Amerika“ erzählt Joachim Meyerhoff auf äußerst unterhaltsame Weise vom Aufbruch eines Jungen ins Leben. Von der ersten Seite an folgt man gebannt seinem jugendlichem Helden, der sich aufmacht, einen der begehrten Plätze in einer amerikanischen Gastfamilie zu ergattern. Aber schon beim Auswahlgespräch in Hamburg werden ihm die Unterschiede zu den weltläufigen Großstadt-Jugendlichen schmerzlich bewusst. Konsequenter gibt er sich im alles entscheidenden Fragebogen als genügsamer, naturbegeisterter und streng religiöser Kleinstädter aus – und findet sich bald darauf in Laramie, Wyoming, wieder, mit Blick auf die Prärie, Pferde und die Rocky Mountains.

Der drohende Kulturschock bleibt erst mal aus, der Stundenplan ist abwechslungsreich, die Basketballsaison steht bevor, doch dann reißt ein Anruf aus der Heimat ihn wieder zurück in seine Familie nach Norddeutschland – und in eine Trauer, der er nur mit einem erneuten Aufbruch nach Amerika begegnen kann. „Eines der lustigsten und schlauesten Bücher des Jahres“, so die Meinung der Frankfurter Rundschau. Und gleichzeitig – so finde ich – durchzogen von einer tiefen Traurigkeit, eine großartige Auseinandersetzung mit Tod und Schmerz.

Der zweite Band „Wann wird es endlich wieder so, wie es nie war“, erschien zwei Jahre später. Darin beschreibt Meyerhoff seine Kindheit als Sohn des Direktors einer Kinder- und Jugendpsychiatrie – übrigens in der Verfilmung von Devid Striesow hervorragend verkörpert. Er schildert darin, wie es ist, als Kind zwischen Hunderten von körperlich und geistig Behinderten aufzuwachsen - in einem Elternhaus, das mitten auf dem Anstaltsgelände liegt. Auch dieses Buch, das Meyerhoffs Beziehung zu seinem Vater thematisiert ist von Komik durchzogen und zugleich tief traurig. Mein absolutes Lieblingsbuch!

2015 dann der dritte Band mit dem Titel „Ach diese Lücke, diese entsetzliche Lücke“. Mit zwanzig wird der Erzähler unerwartet auf der Schauspielschule in München angenommen und zieht in die großbürgerliche Villa seiner Großeltern. Die Tage der ehemaligen Schauspielerin und des emeritierten Professors für Philosophie sind durch abenteuerliche Rituale strukturiert, bei denen Alkohol eine nicht unwesentliche Rolle spielt. Dem Erzähler entgeht nicht, dass auch sie gegen eine große Leere ankämpfen, während er auf der Bühne sein Innerstes nach außen kehren soll und dabei fast immer grandios versagt.

Im vierten Band „Die Zweisamkeit der Einzelgänger“ landet Joachim Meyerhoff als zunächst noch erfolgloser Schauspieler in der tiefsten Provinz. Dort begegnet er Hanna, einer ehrgeizigen und blitzgescheiten Studentin. Es ist die erste große Liebe seines Lebens. Wenige Wochen später tritt Franka in Erscheinung, eine Tänzerin mit unwiderstehlichem Hang, die Nächte durchzufeiern. Und dann ist da auch noch Ilse, eine füllige Bäckersfrau, in deren Backstube er sich so glücklich fühlt wie sonst nirgends. Die Gleichzeitigkeit der Ereignisse ist physisch und logistisch kaum zu meistern. Das kann natürlich nicht gutgehen...

Ich hatte gedacht, Meyerhoff würde ewig so weiterschreiben. Aber Band 5 stellt einen Bruch dar. Der inzwischen fünfzigjährige Erzähler erleidet einen Schlaganfall, ist teilweise gelähmt und wird als Notfall auf eine Intensivstation eingeliefert. Jählings an Apparaturen angeschlossen in einem Krankenhausbett in der Wiener Peripherie wird der Aufenthalt dort zu einer Zeit voller Geschichten und zu einer Zeit mit den Menschen, die dem Erzähler am nächsten stehen. Als er das Krankenhaus wieder verlassen kann, ist nichts mehr, wie es einmal war. Joachim Meyerhoff zieht alle literarischen Register und erzählt mit unvergleichlicher Tragikomik gegen die Unwägbarkeiten der Existenz an. „Hamster im hinteren Stromgebiet“ ein »Großartig und beeindruckend(es Buch).« *WDR 5*

Und jetzt also Band 6, den ich Euch heute vorstellen möchte. „Man kann auch in die Höhe fallen“ ist ohne das vorherige Buch nicht denkbar. Nachdem er in Wien von einem Schlaganfall aus der Bahn geworfen wurde, hofft Joachim Meyerhoff, durch einen Neuanfang in Berlin wieder Fuß zu fassen. Doch alles kommt anders als gedacht. Die neue Stadt zerrt an den Nerven und die künstlerische Arbeit als Schriftsteller und Schauspieler fällt ihm von Tag zu Tag schwerer.

Auf der Geburtstagsfeier seines Sohnes ereignet sich ein Zwischenfall, der keine Zweifel dran lässt, dass es so nicht weitergehen kann. Der Erzähler verlässt also Berlin und zieht zu seiner 86-jährigen Mutter Susanne aufs Land, die auf einem herrlichen Grundstück unweit vom Meer ein sehr selbstbestimmtes Leben führt. Mutter und Sohn sind sich schon immer sehr nah gewesen, aber diese gemeinsamen Wochen werden zu einer besonderen Zeit. Der Sohn klingt sich ein in den Tagesablauf seiner rüstigen und eleganten hochbetagten Mutter, beginnt seinen Theaterroman und andere Geschichten zu schreiben und findet allmählich heraus aus Zorn und Nervosität, die ihn sein ganzes Leben seit seiner Kindheit begleitet haben. In der Zeit hieß es „Dieser Roman ist nicht nur ein unterhaltsamer Pageturner, er ist das Literarischste und Anspruchsvollste, das Meyerhoff bislang geschrieben hat.“

Um einen kleinen Eindruck vom Schreibstil Meyerhoffs zu bekommen, hier noch zwei der drei vorgetragenen Textpassagen:

S.9 ff. : „Mit Mitte fünfzig zog ich für mehrere Wochen zu meiner Mutter aufs Land nach Schleswig-Holstein, wo sie unweit der Ostsee auf einem weitläufigen, ja parkähnlichen Grundstück lebt. Ich redete mir ein, sie bedürfe dringend meines Beistands, dabei war sie kerngesund, offensiv vital, sah mit ihren sechsendachtzig Jahren fantastisch aus und kam bestens alleine zurecht.“

Ich hingegen war derjenige, der nicht mehr klarkam und dem viele Fäden gerissen waren. Die Bezeichnung „rüstig“ war in der Person meiner Mutter zur Vollkommenheit gelangt, wobei sie selbst diese Zuschreibung wenig schätzte, da sie ihrer Eleganz nicht entsprach und ihr „rüstig“ zu sehr nach Ritterrüstung und zäher Rentnerin klang.

Ich haderte mit Berlin, der Stadt, in der ich seit fünf langen Jahren versuchte, heimisch zu werden, und ich haderte mit meinem Beruf, der Schauspielerei, die über drei Jahrzehnte mit Hingabe, gar mit Obsession betrieben hatte.

Eigentlich hatte ich vorgehabt, die anfänglich gravierenden, dann aber doch glücklicherweise recht glimpflichen Folgen eines Schlaganfalls, der mich in Wien auf dem Zenit meiner Kraft niedergestreckt hatte, durch einen Neuanfang in Berlin (...) beiseitezufügen. Vergeblich. Jedes meiner Organe schien maßlos enttäuscht von mir zu sein und genug von mir zu haben. (...)

Von Betablockern gedämpft lag ich Stunde um Stunde in Unterhose auf dem Sofa herum, verlor mich in weinerlichen Introspektionen, streichelte mein Bäuchlein oder starrte auf den Bildschirm eines kleinen EKG-Gerätes für den Hausgebrauch und wartete sehnsuchtsvoll auf die nächste Extrasystole. Angst und Langeweile vertrugen sich ganz ausgezeichnet. Nie hätte ich es für möglich gehalten, dass man wochenlang auf der faulen Haut liegen und derart entspannt vor sich hin implodieren konnte. Die auf dem Sofa verbrachten Stunden nahmen bizarre Formen an, und oft wusste ich nicht mehr, wo ich aufhörte und die Couch begann. Wie ein geschmolzener Käse war ich in jede Ritze des Sofas hineingeflossen, hatte das Sitzmöbel mit mir selbst überbacken, Und doch wollte ich meine Verstimmtheit nicht Depression nennen oder gar Midlifecrisis, denn es waren ja handfeste Probleme, die ich hatte. Seit Wochen hatte ich nichts geschrieben, und das, obwohl sich in meinem Kopf die Geschichten tummelten...

S. 107 f.: ...Von der Psychotherapie zu berichten, die kurz darauf begann, fällt mir nicht ganz leicht. Meine Therapeutin war ein ehemaliges Fotomodel, die eine Ausbildung zur Traumtherapeutin gemacht hatte, um der Zeit nach dem Laufsteg und den Fotoshootings gelassen entgegensehen zu können. Als ich zum ersten Mal in der Gemeinschaftspraxis in ihr Zimmer gerufen wurde, brauchte es all meine Selbstkontrolle, um mich nicht restlos idiotisch zu benehmen. Sie sah atemberaubend aus. Ich hasste mich noch im selben Augenblick dafür, wie es in mir losgockelte, und ich versuchte meine Schlaganfallgeschichte zu einem mit Bravour bestandenen Abenteuer zu verharmlosen. Sie hatte sich einige Mühe gegeben, ihre Schönheit zugunsten ihrer therapeutischen Kompetenz zu verbergen, dabei, wie ich fand, aber genau das Gegenteil erreicht. Geradezu mit Ekel nahm ich wahr, wie ich versuchte, meine Stimme samtweich klingen zu lassen, und mich als geläuterten Radikalinski präsentierte, der für exzessive Kunstanstrengungen mit einem Schlaganfall gestraft worden war. Ich erzählte und erzählte, brachte sie zum Lachen und stellte mit Genugtuung fest, dass sie vergaß, sich Notizen zu machen. Es gab schwer zu deutende Minimomente, in denen wir uns ansahen und ich meinte, in ihren Augen eine ehrliche Zugewandtheit wahrzunehmen. Vielleicht, dachte ich im Nachhinein, war das aber doch nur ihre professionelle Aufmerksamkeit gewesen, die mein Narzissmus als Zuneigung missdeutet hatte. Nach nur ein paar Sitzungen klagte sie über Zeitmangel und Überlastung und empfahl mich weiter an einen sehr erfahrenen älteren Kollegen.